



## Leseprobe

Sarah Harman

### **All the Other Mothers Hate Me**

Roman - Ein Roman wie ein perfekter Negroni: bitter, stechend und glücklich machend

---

»Harmans gewinnende Protagonistin, die Geschwindigkeit, mit der man die Seiten umblättert, und der herrlich respektlose Ton werden die Leser\*innen nach einer Fortsetzung betteln lassen.« *Publishers Weekly*

Bestellen Sie mit einem Klick für 23,00 €



---

Seiten: 464

Erscheinungstermin: 24. September 2025

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

## Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

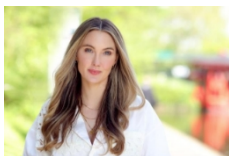
## Zum Buch

---

**»Vermisst wird der zehnjährige Alfie Risby, aber um ganz ehrlich zu sein: Er ist ein kleines arschloch!«**

Florence, Ex-Partygirl, wählt stets den leichtesten Weg. Nach dem ernüchternden Ende ihrer Girlband-Karriere lebt sie pleite und alleinerziehend in London. Ihr Sohn Dylan ist der einzige Grund, aus dem Bett zu kommen. Doch dann verschwindet Alfie – Bully ihres Sohns und Erbe eines Tiefkühlimperiums –, und Dylan wird zum Hauptverdächtigen. Flo steht vor einer Aufgabe, der sie ausnahmsweise nicht ausweichen kann: Sie muss den Namen ihres Sohnes reinwaschen, um ihn nicht zu verlieren. Das Problem? Ihr Verdacht, dass Dylan vielleicht doch nicht so unschuldig ist, wie sie gerne glauben würde ...

**Ein böser und herrlich komischer Debütroman über schlechte Mütter, fragwürdige Entscheidungen und eine wunderbar unvollkommene Heldin.**



**Autor**

**Sarah Harman**

---

Sarah Harman ist Amerikanerin und lebt in London. Zuletzt arbeitete sie als Auslandskorrespondentin für *NBC News* und berichtete für *Today*, *Nightly News* und *MSNBC*. Sie ist Absolventin der Georgetown University in Washington, D.C. Mit ihrem Roman »All the Other Mothers Hate Me«, der nach einer großen Rechteauktion in 17 Länder verkauft wurde, gewann

SARAH HARMAN

**ALL THE OTHER MOTHERS HATE ME**

SARAH HARMAN

**ALL  
THE OTHER  
MOTHERS  
HATE ME**

Roman

Deutsch von Leena Flegler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel *All the Other Mothers Hate Me* bei G. P. Putnam's Sons, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2025

Copyright der Originalausgabe © 2025 by Sarah Harman

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2025 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Lisa Caroline Wolf

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign

nach einem Entwurf von Sandra Chiu

Umschlagmotiv: © GVS / Adobe Stock

StH · Herstellung: CS

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0948-4

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Jack, meinen Lieblingsjungen*

# PROLOG

Vermisst wird der zehnjährige Alfie Risby, aber um ganz ehrlich zu sein: Er ist ein kleines Arschloch.

Dass man so etwas über ein Kind nicht sagt, ist mir natürlich klar, vor allem dann nicht, wenn es vermisst wird, aber – und darauf bin ich nicht stolz – wenn ich mir ein Kind aus Dylans Klasse aussuchen müsste, das am helllichten Tag spurlos verschwindet, stünde Alfie ganz oben auf meiner Liste.

Es gibt Kinder, denen man am liebsten eine verpassen würde, und Alfie ist eins davon. Vielleicht liegt es an seinen Haaren, an dieser blass rötlichen Farbe, die früher Erdbeerblond hieß, oder an seinen stumpfen, rosinenfarbenen Augen. Oder daran, dass er mit seinen spitzen Zähnen wie ein Frettchen aussieht.

Dass sie spitz sind, weiß ich mit Sicherheit. Im vergangenen Jahr hat er Cecilia, seine Nanny, gebissen, und zwar so fest, dass sie genäht werden musste. Anschließend erinnerte sie nachmittags beim Abholen wochenlang an ein trauriges Gespenst und hielt sich den bandagierten Unterarm.

Das einzige Mal, als ich freiwillig als Aufsicht bei einem Wandertag dabei war, bei einem Picknick in Hampstead

Heath, beugte Alfie sich über ein Tablett mit Würstchen im Schlafrock und erwähnte vollkommen beiläufig, wie ein Erwachsener am Kneipentresen zum anderen, dass er meine »Schlampenfingernägel ziemlich ansprechend« fände.

Und dann die Familie. Die ist nicht einfach nur St.-Angeles-reich. Die spielt in einer komplett anderen Liga.

»So was wie reicher als Gott«, flüsterte mir eine der anderen Mütter beim Spendenabend im vorletzten Frühjahr zu, während wir Zuckerplätzchen auf kleine Plastikteller verteilten.

Aber wenn ich ehrlich bin, hat meine Abneigung gegen Alfie rein gar nichts mit seinen Haaren oder seinem Reichtum oder seinen Frettchenzähnen zu tun. Nein, meine Abneigung gegen Alfie kommt ausschließlich davon, wie er Dylan, meinen sensiblen Schatz und einzigen Sohn, behandelt – wie Ungeziefer, das man zertreten könnte.

Und niemand tritt meinen Jungen.



# 1

## SHEPHERD'S BUSH, LONDON

FREITAG, 7.45 UHR

Als ich aufwache, habe ich einen Girls'-Night-Song im Ohr. »The Quake« war zugegeben nie der Chartstürmer, den sich das Plattenlabel erhofft hatte, aber es war auch nicht gerade hilfreich, dass ein vernichtendes Erdbeben mit 8,9 auf der Richterskala ausgerechnet in derselben Woche, als die Single herauskam, Südkalifornien erschütterte, sodass ein Parkhaus wie ein Soufflé in sich zusammenfiel und dreihundertsechsvierzig Menschen unter den Trümmern begrub. Der Song an sich ist trotzdem der Hammer.

*You're like an earthquake,  
Richter 10 heartbreak  
Said you wanna »short break«  
Then takin' up with that skan ...*

Ich summe im warmen Bett vor mich hin und stelle mir vor, wie ich im ausverkauften Wembley-Stadion auftrete, statt gleich in die lauwarne Dusche im Erdgeschoss mei-

nes halben viktorianischen Reihenhauses zu steigen. Nicht mal ein komplettes verdammtes Reihnhaus.

»Dylan«, rufe ich, »aufstehen! Du kommst noch zu spät!«

Mein Sohn taucht vollständig bekleidet samt St.-Angeles-Kappe und Schlips in meiner Zimmertür auf.

»Haha, sehr witzig, Mum.« Er verdreht die Augen und drückt mir eine gekühlte Dose Red Bull in die Hand.

Ich nehme einen Schluck. Sobald wir unser Morgenritual hinter uns haben, ziehe ich mir die warme Decke über den Kopf.

»Mal ernsthaft, können wir heute bitte *nicht* zu spät kommen?«, bettelt mein Sohn mich an. »Miss Schulz hat gesagt, diesmal wartet der Bus nicht.«

Mir kommt eine vage Erinnerung an eine Elternunterschrift – an meine Initialen, die ich in auberginefarbenem Eyeliner auf einen Zettel gesetzt habe, und an das Kreuzchen bei *stehe nicht als Aufsicht zur Verfügung*.

»Du meinst den Schulausflug?«, murmele ich unter der Bettdecke.

»Ja. Ins Wetland Centre, Vögel beobachten. Kannst du jetzt bitte aufstehen?«

»Richtig ... Schon aufgeregt?« Ich trödele vor mich hin, dabei hat er es noch eiliger als sonst. Vielleicht hat das Mobbing ja endlich aufgehört.

Dylan sieht mich mit seinem grünäugigen Dackelblick an. »Kann ich nicht allein gehen?« Es ist halb Frage, halb Jammern.

Ich ziehe mir zum zweiten Mal die Decke vom Gesicht. Fahles Herbstlicht fällt durch die Jalousien und sticht in

der Netzhaut. Ich stemme mich hoch. Warum muss es morgens immer so *hell* sein?

»Dylan, das haben wir doch schon zimal besprochen. Du bist *zehn*. Du gehst *nicht* allein zur Schule. Oder willst du im Keller von irgendeinem haarigen alten Kinderschänder landen? Hm? Hast du etwa Lust, für den Rest deines Lebens ...«

»Das heißt *Pädophiler*«, fällt Dylan mir ins Wort. »Nur Amis sagen noch *Kinderschänder*.«

Die Art und Weise, wie er naserümpfend *Amis* sagt, fühlt sich an wie ein kleiner Stich ins Herz.

Ich kippe den Rest Red Bull in mich hinein und werfe die Dose zu den anderen auf die Kommode. Dylan beäugt das Arsenal aus leeren Getränkedosen, als wäre es atomarer Abfall.

»Du recycelst die aber, oder? Die Herstellung von Aluminium ist einer der energieintensivsten Prozesse überhaupt. Mr. Foster hat mir eine Doku ...«

»Nicht jetzt, Greenpeace, sonst kommen wir zu spät.«

Auf dem Weg zur Küche ächzt Dylan demonstrativ. »Meinetwegen«, seufzt er, »aber – Mum ...« Seine Stimme weht über den Flur. »Kannst du heute *bitte* ein normales T-Shirt anziehen? Wie die anderen Mütter?«

Ich blicke an meinem *Girls'-Night-2008*-Tourshirt hinab. Von all meinen Bandshirts ist dieses hier mein Lieblings-shirt. Es stammt aus der Anfangszeit, noch vor der Sache mit Rose. Vornedrauf ist mein deutlich jüngeres Gesicht abgedruckt, hinten mein Name, FLORENCE, in Großbuchstaben, wie auf einem Fußballtrikot.

Ich ziehe mir das T-Shirt über den Kopf und stoße einen nach Taurin schmeckenden Rülps aus. Mein Blick bleibt

an einem orangefarbenen Glitzertop auf dem Haufen am Boden hängen.

»Na klar, Kiddo.«

## 2

### SHEPHERD'S BUSH

FREITAG, 7.48 UHR

Draußen ist die Luft kalt und klar – diese grässliche Zeit Mitte November, in der die Uhren bereits zurückgestellt sind, die Weihnachtsfeiern aber noch in weiter Ferne liegen.

Dylan rennt vor mir her aus der Haustür. Sein Rucksack schlackert locker von seiner Schulter. Unser Nachbar, Mr. Foster – der oben erwähnte Aluminiumdoku-Fanboy –, steht vor seinem Reihenhaushaus und sortiert Konservengläser in die entsprechenden Töne. Dylan winkt aufgeregt. Ich winde mich innerlich. Dass ein sechsund-siebzighähriger Recyclingprediger derzeit der beste Freund meines Sohnes ist, gefällt mir nicht. Und noch viel weniger gefällt mir, dass er Heimchen züchtet, damit Dylan seine Schildkröte füttern kann. Aber dieses Thema muss warten.

»Ach, Florence?«, ruft Mr. Foster, der von seiner Glas-sammlung aufblickt. »Haben Sie schon gesehen, dass ...«

»Wir haben es leider ein bisschen eilig«, rufe ich über die Schulter, ohne dabei langsamer zu werden. Wenn Dylan den Bus verpasst, ist die Hölle los.

Grummelnd wendet Mr. Foster sich wieder seinen Mülltonnen zu. »Natürlich. Lassen Sie sich nicht aufhalten.«

Aus unserem Lieblingshähnchengrill und den Wettbüros werden nach und nach Biometzgereien und Biovinotheken – wir nähern uns Dylans Schule. Dylan und ich laufen an den weißen Prachtbauten vorbei, in denen die usbekische Botschaft und Familie Beckham residieren. Dylans Schule liegt nur ein paar Straßenzüge weiter in einer schmalen Sackgasse.

Die St. Angeles ist seit einhundertfünfzig Jahren Privatschule für Jungen und in einem großen viktorianischen Stadtpalais untergebracht, das direkt aus einem Dickens-Roman stammen könnte. Das einzige Zugeständnis an die Moderne ist die Eingangstür, die vor einigen Jahren überstürzt und unpassend fröhlich blau lackiert wurde, als eine Kapitalgesellschaft die Immobilie übernahm und ins 21. Jahrhundert überführen wollte.

Das Abliefern der Kinder morgens vor der Schule folgt einer Choreografie, die an Präzision einer nordkoreanischen Militärparade gleicht. Müttertaxis sind streng verboten, was dazu führt, dass sich sämtliche Eltern – egal, wie schwer beschäftigt und wichtig sie sind – ein paar Straßen weiter um Parkplätze streiten, nur um anschließend wie Pilger nach Mekka zu Fuß auf das hohe schmiedeeiserne Tor zuzuströmen.

Ein Stück vor uns zieht die Prozession bereits um den Block. Wir sind spät dran, allerdings nicht *zu spät*. Dylan schafft seinen Bus noch und ich meinen nächsten, alles entscheidenden Termin. Jetzt muss ich nur noch Miss Do-

bbins aus dem Weg gehen, die neuerdings Vertrauenslehrerin ist. Seit Wochen versucht sie, mich zu erreichen, und was immer sie von mir will – es kann nichts Gutes sein.

Dylan und ich reihen uns hinter Allegra Armstrong-Johnson und ihrem bleichgesichtigen Sohn Wolfie ein. Ich halte Sicherheitsabstand und hoffe nur, sie dreht sich nicht um. Allegra als meine Todfeindin zu bezeichnen, wäre nicht ganz fair – diese Ehre gebührt Hope Grüber –, und abgesehen davon kenne ich Allegra nicht gut genug, um sie zu hassen. Trotzdem gehört sie zu jenen St.-Angeles-Müttern, um die ich lieber einen großen Bogen mache, die Sorte mit schimmernden braunen Haaren, einer Hurlingham-Club-Mitgliedschaft und einem Achtzig-Hektar-Gestüt in Norfolk. Rupert, ihr Ehemann, schreibt Churchill-Biografien, was anscheinend nicht nur ein richtiger Job zu sein scheint, sondern ihnen auch eine großkotzige Stadtresidenz in South Kensington beschert hat.

»Na, wieder spät dran, Florence?«, gurrte Allegra beschwingt und pseudofreundlich.

Ich blicke zu ihr auf. Heute trägt sie butterweiche Hermès-Lederreitstiefel, eine grüne Barbour-Jacke und eine alles überstrahlende Selbstgerechtigkeit zur Schau. Ihr anorektischer Whippet läuft in einem Steppjäckchen ohne Leine neben ihr her.

Als ich nicht reagiere, schürzt sie die Lippen und sagt übertrieben laut: »Du siehst heute so glamourös aus! Später noch Pläne?«

Irgendwas an ihrem Tonfall sorgt dafür, dass ich mich fühle wie ein kleines Kind, das zum Direktor zitiert wurde, was sicher auch daran liegt, dass ich zehn Jahre jünger bin

als die meisten anderen St.-Angeles-Mütter. Von denen ist keine mit zwanzig ungeplant schwanger geworden.

Ich höre über Allegras Frage hinweg und tätschele ihrem hässlichen Hund den Kopf. »Braver Wolfie.«

Sie verzieht das Gesicht. »Wolfie heißt *unser Sohn*«, presst sie hervor, »nicht der Hund!«

Ich summe leise das Intro von »You're So Vain« in mich hinein. Als ich beim Refrain ankomme, wirft Dylan mir einen Todesblick zu.

»Mum«, faucht er, »hör auf damit!«

»Was denn?« Ich tue unschuldig. »Carly Simon ist ein echter Klassiker.«

Ich sollte netter zu Allegra sein. Immerhin ist sie hier eine vom Aussterben bedrohte Spezies – eine waschechte Engländerin! An der St. Angeles! Die meisten anderen ihrer Art – die mit den Adelstiteln und Hedgefonds-Ehemännern – haben sich inzwischen nach Surrey zurückgezogen, was unsere kleine Londoner Enklave umso kurioser macht – samt der exotischen Mischung aus Leuten aus aller Welt mit mysteriösen Einkommensquellen. Hier stößt man eher mit einem bahrainischen Prinzen oder der Erbin eines griechischen Reedereiunternehmens zusammen als mit jemandem, der, sagen wir, aus Yorkshire stammt. Vor einer Weile ging das Gerücht um, die St. Angeles würde für die wenigen letzten britischen Schüler keine Gebühren mehr verlangen, fast wie eine Art Stipendium für notdürftige Familien. Es hätte mich kein bisschen überrascht. Ausländische Eltern wollen schließlich glauben, dass sie das »authentische« England erleben, indem sie ihre Kinder in Kniestrümpfen und mit Stroh-Boaterhut in die Schule



schicken, aber dieses ganze nostalgisch-britische Cosplay ergibt letztlich überhaupt keinen Sinn, wenn *sämtliche* Mitschüler ebenfalls aus Melbourne oder Paris, Hongkong oder Helsinki stammen.

Ich persönlich finde die englische Obsession mit Schulen ehrlich gestanden lächerlich. Wo ich aufgewachsen bin – in einer vollgestellten Dreizimmerwohnung an einer sonnenverwöhnten Straße am Stadtrand von Orlando, Florida –, besuchen Kinder eben die Schule, die am nächsten liegt. Und Erwachsene verbringen garantiert nicht ganze Dinnerpartys damit, herauszufinden, wo ihr Gastgeber denn nun sein kleines Einmaleins gelernt hat.

Wenn es nach mir ginge, würde Dylan die Schule besuchen, die nur eine Straße weiter von unserer Wohnung liegt, und ich könnte jeden Morgen fünfundzwanzig Minuten länger schlafen. Auf meinen Vorschlag hin reagierte Will, mein Ex-Mann, als hätte ich beschlossen, Dylan komplett aus der Schule zu nehmen und ihn stattdessen für die nächsten zehn Jahre auf einer Farm Schwerstarbeit leisten zu lassen. Dazu muss man wissen: Will war selbst St.-Angeles-Schüler. Und natürlich musste Dylan auch dorthin.

»Meinetwegen«, sagte ich achselzuckend, »wenn du bezahlst.«

Und die Schuluniform ist tatsächlich niedlich.

Als wir das Eingangstor erreicht haben, bedenkt mich die stellvertretende Schulleiterin, ein alter Brontosaurus namens Miss Schulz, mit einem verkniiffenen Lächeln.

»Morgen, Dylan«, sagt sie spitz und späht unter ihrem grauen Dauerwellenhelm zu mir hoch. Sie hat exakt die

gleichen Klamotten an wie Mrs. Doubtfire und müffelt nach Mottenkugeln.

»Viel Spaß heute, Kiddo!«, rufe ich Dylan nach, als er durchs Tor läuft und zwischen lauter identisch gekleideten Jungs untertaucht. »Hau sie alle um!«

Miss Schulz zuckt sichtlich zusammen. »Mrs. Palmer«, sagt sie und nickt in meine Richtung.

»Ich heiße Grimes«, rufe ich ihr ins Gedächtnis, »auch wenn Dylan mit Nachnamen Palmer heißt. Wie sein Vater.«

Hinter ihrer Eulenbrille blinzelt sie hektisch. »Natürlich.« Als würden wir uns nicht schon seit fünf Jahren an jedem einzelnen Schultag begegnen. »Verzeihen Sie. Einen schönen Tag.«

Ich mache eilig kehrt und hoffe inständig, dass Miss Dobbins nicht noch auftaucht. Ein paar Meter weiter lässt Hope Grüber, Vorsitzende des Elternbeirats, Farzanah Khan und Cleo Risby an der fesselnden Schilderung teilhaben, wie einer ihrer Drillinge bei einem Übungstest für die Aufnahme an der St. Paul's die volle Punktzahl erreicht hat.

»Wir haben nicht mal geübt!«, trillert sie und klimpert mit ihren Wimpern-Extensions.

Hope stammt aus Brisbane und ist eine brutal ehrgeizige soziale Aufsteigerin. Bevor sie ihren Mann kennenlernte, einen dreißig Jahre älteren österreichischen Immobilien-Tycoon, war sie mäßig erfolgreiches Katalogmodel und wohnte über einer Pommesbude an der Goldhawk Road. Nachdem ich bei Girls' Night ausgestiegen war, bewegten wir uns eine Zeit lang in denselben Kreisen. Freundinnen waren wir nie, allerdings hatten wir doch einiges

gemeinsam, gingen beide bei Primark einkaufen, im Fabric feiern, hielten ständig Ausschau nach der nächsten Gelegenheit, die man sich nicht entgehen lassen konnte. Der Unterschied ist wohl, dass Hope die Gelegenheit erkannte und beim Schopf packte.

Inzwischen hat sie drei Söhne, fährt einen babyblauen Bentley mit dem Wunschkennzeichen B0YMUM und taggt sich selbst auf Instagram als #Model, #Philanthropin und #GirlBoss. Ihren billigen Akzent hat sie nie abgelegt, und sie trägt eindeutig zu viel Leopardenmuster, um als Mitglied der »Quiet Luxury«-Gang anerkannt zu werden. Trotzdem ist es ihr gelungen, sich mittels Eifer – mit großem E – bei den übrigen St.-Angeles-Müttern beliebt zu machen. Ein Charity-Event will organisiert, ein Kuchenverkauf getaktet werden? Hope kümmert sich. Was dabei sicher nicht hinderlich ist, ist das Neun-Zimmer-Chalet in Verbier, das sie und Karl Theodor besitzen und den anderen Müttern selbst in der Hauptsaison nur zu gern überlassen. Im Gegenzug werden die Drillinge – Trip und Teddy und, keine Ahnung, Trottel? – zu jedem Kindergeburtstag eingeladen. Ganz anders als Dylan.

»Laut Miss Dobbins ist er ein Naturtalent«, blökt Hope. Allein der Name beschert mir eine Gänsehaut. Ich muss sofort von hier weg.

Neben Hope zieht Farzanah eine perfekt geschwungene Augenbraue hoch und macht sich nicht mal die Mühe, ihre Skepsis zu überspielen. »Ach, tatsächlich?«

Anders als Hope hat Farzanah einen echten Job und ist »die Dermatologin der Stars«, hat bei Harrods eine eigene Hautpflegemarke und Praxisräume an der Harley Street.

Farzanah ist bei Weitem die gebohnertste Person, der ich je begegnet bin – strahlende Haut, perlweiße Zähne und dermaßen schimmernde dunkle Haare, dass man sich glatt darin spiegeln könnte. In den späten Neunzigern war ihr Vater pakistanischer Botschafter in London, und Farzanah ging auf ein Mädcheninternat in Berkshire, wo sie sich die piekfeine Ausdrucksweise einer Dowager Countess of Grantham zulegte. Zu allem Überduss ist ihr Sohn, Zain, ein echtes Genie und hat drei Jahre in Folge den LEGO-Schul-Ingenieurswettbewerb gewonnen. Hope hasst Farzanah aus tiefstem Herzen, allerdings auf komplett andere Weise als mich.

Cleo Risby wiederum hört lediglich mit halbem Ohr zu, während sie in ihrer gigantischen Tasche nach irgendwas kramt. Cleo ist die Coolste unter den St.-Angeles-Müttern. Sie ist an die dreißig Zentimeter größer als die anderen, hat platinblonde Haare und einen dauerhaft abwesenden Gesichtsausdruck, wie ein Model, das eben erst aus einem Tagtraum erwacht ist. Sie ist irgendwie Künstlerin, nur dass ihre Kunst, soweit ich es beurteilen kann, darin besteht, vor verschiedensten Galerien zu stehen, Kette zu rauchen und für die *Vanity Fair* fotografiert zu werden. Ihr Mann ist ein gutes Stück älter als sie, sagenumwoben reich und Erbe eines Tiefkühlimperiums.

Cleo taucht selten selbst vor der Schule auf (dafür hat sie Personal), insofern ist dies eine seltene Gelegenheit, besonders für Hope, die sich nichts lieber wünscht, als Cleos beste Freundin zu sein. Leider ist Allegra Armstrong-Johnson ihr diesbezüglich um mehrere Jahrzehnte voraus (die beiden haben sich im Internat ein Zimmer geteilt), Hope

muss sich also mit Farzanah zufriedengeben und schießt zum Zeitvertreib gegen mich.

Gerade als ich an ihnen vorbeihuschen will, packt Hope mich am Arm und sortiert ihre Fischlippen zu einem besorgten Ausdruck. »Ach, Florence, da bist du ja! Miss Dobbins hat dich schon gesucht, scheint dringend zu sein.«

»Okay, äh, danke«, murmele ich.

Farzanah schnalzt unheilvoll mit der Zunge. »Du liebe Güte, mit Dylan ist hoffentlich alles in Ordnung?«

Sie und Hope wechseln einen vielsagenden Blick, und ich werde schneller. Nur noch ein paar Schritte bis zur Straßenecke, dann links, und ich bin in Sicherheit – vor Miss Dobbins, den abfälligen Blicken der anderen Mütter und all dem, was Dylan mal wieder angestellt hat.

Am Ende des Gehwegs, als ich gerade erleichtert aufatmen will, spüre ich ein festes Fingertippen zwischen den Schulterblättern.

*Fuck.*

Doch als ich mich umdrehe, ist es gar nicht Miss Dobbins, sondern eine Asiatin mit schimmernden Haaren, die in breitestem kalifornischen Schnellfeuer in ihr Handy spricht: »Dass wir via New York Versicherungsschutz kriegen, ist unverhandelbar, das hab ich ihm schon gesagt ...«

Inzwischen habe ich mein halbes Leben in diesem Land verbracht und vergesse manchmal, wie schrill sich ein amerikanischer Akzent anhören kann. Mein eigener hat sich über die Jahre verwässert – wie Instantkaffee vermischt mit blassem Tee.

»Äh, hallo? Haben Sie mich gerade angetippt?«

Die Frau zeigt auf ihr Ohr, als wollte sie mir signalisieren, dass sie gerade telefoniert. Als hätte ich *ihr* in die Wirbelsäule gestochert.

»Exakt. Doch. Zu einhundert Prozent. Hör mal, kann ich zurückrufen?«, fragt sie, zieht im selben Moment ihr Earbud aus dem Ohr und streckt mir die Hand entgegen. »Jenny Choi«, sagt sie und reißt meinen Arm wie einen Pumpenschwengel auf und nieder, als hätten wir gerade ein historisches Freihandelsabkommen verhandelt. »Tut mir leid, hab nur versucht, noch was Abrechnungsfähiges einzuschieben.« Sie scheint mir anzusehen, dass ich nur Bahnhof verstehe, und fügt hinzu: »Anwältin. Ist wohl eine Berufskrankheit.«

»Aha. Kennen wir uns?«

»Nein, nein. Wir sind neu hier, aber Miss Schulz hat mir erzählt, dass es noch eine zweite amerikanische Mutter gibt.« Lächelnd verlagert Jenny das Gewicht von einem Bein aufs andere. Sie ist mindestens zehn Jahre älter als ich, wenn nicht zwanzig, komplett ungeschminkt und trägt ein androgynes Business-Outfit, das unfassbar teuer aussieht. Die Art von Frau, die direkt mit dem Geschäftsführer sprechen will.

»Ich hab die Zwillinge – Max und Charlie? Eigentlich sollten sie auf die American School oben in St. John's Wood gehen, aber beim Vorgespräch ... Na ja, die Jungs hatten einen schlechten Tag.« Jenny ringt sich ein Lächeln ab. »Egal, Schwamm drüber, jetzt sind wir jedenfalls hier.«

Ich nicke und versuche, der Salve, die sie auf mich abschießt, einen Sinn zu entnehmen. In einiger Entfernung taucht Miss Dobbins am Schultor auf und schiebt sich an der Abliefermeute vorbei.

»Na dann, äh, willkommen an der St. Angeles«, presse ich hervor und wende mich zum Gehen, nicht dass Miss Dobbins mich doch noch erwischt.

Jenny verschränkt die Arme vor der Brust. »Hör mal, kann ich deine Telefonnummer haben? Für Playdates?«

»Playdates?!« Ich starre Jenny ins makellose Gesicht. Perfekte Zähne, glatter, kinnlanger Bob. Wir haben vielleicht den gleichen Reisepass, aber ich bin mir fast sicher, dass die Gemeinsamkeiten da auch schon aufhören. Und wie lange würde es wohl dauern, bis sie mich fallen lässt, weil die anderen St.-Angeles-Mütter sie über meinen Personanon-grata-Status informiert haben?

»Für die Jungs«, führt Jenny aus, »ich will, dass sie hier Freunde finden.«

Unterdessen hat mich Miss Dobbins entdeckt und hält wie ein Bluthund auf uns zu.

Jenny streckt mir ihr Handy entgegen. »Tipp sie einfach ein, und ich ruf dich an, dann hast du meine Nummer auch gleich.«

Verdammt, ist die hartnäckig! Ich hämmere meine Nummer in ihr Handy ein. Miss Dobbins ist nur noch ein paar Meter entfernt und dürfte jeden Moment zu uns aufschließen.

»Tja, dann ... Wir sehen uns«, murmele ich und mache erneut kehrt – zu spät. Miss Dobbins legt mir die Hand auf die Schulter.

*Erwischt.*

»Miss Grimes«, sagt sie ein wenig zu laut, »entschuldigen Sie, dass ich unterbreche, aber hätten Sie noch ganz kurz Zeit?«

Eliza Dobbins ist jünger als ich, Ende zwanzig, hat große Kulleraugen und rabenschwarze Haare. Sie könnte glatt hübsch aussehen, wenn sie sich Mühe geben würde, was sie aber offenkundig nicht tut. Unter ihren Augenbrauen kleben Mascarakrümel, und ihre monströse Viskosebluse ist mit Bröseln übersät. Dass sie geschätzt im hundertfünfzigsten Monat schwanger ist und ihren Bauch vor sich herträgt wie eine überreife Melone, ist auch nicht gerade hilfreich.

»Ich muss weiter«, sagt Jenny und weicht ein Stück zurück. »War schön, dich kennenzulernen!«

Ich drehe mich zu Miss Dobbins um. »Ich hab's leider auch ein bisschen eilig ...«

»Kein Problem«, flötet sie, »in welche Richtung? Ich gehe ein Stück mit.« Sie tätschelt ihren Riesenbauch. »Bewegung tut mir gut. Machen wir einen Walk and Talk.«

Als wir die Straße überqueren, kann ich richtiggehend spüren, wie die anderen Mütter uns hinterhersehen. Ihre Blicke bohren sich in meinen Rücken, als sie darüber spekulieren, was Dylan wohl dieses Mal verbochen hat. Ich darf mich nicht umdrehen, doch wie Lots Ehefrau kann ich nicht anders: Ich spähe über die Schulter zurück zum Schultor. Cleo ist verschwunden, stelle ich erleichtert fest. Doch Hope und Farzanah und Allegra stehen immer noch am Zaun und recken die Hälse.

Miss Dobbins räuspert sich. »Ich habe in den letzten Tagen mehrmals versucht, Sie zu erreichen. Ist bei Ihnen zu Hause alles in Ordnung?« Ihre großen braunen Augen gleichen Seen flüssigen Mitgefühls, was nur dazu führt, dass ich sie umso mehr verabscheue.



»Was soll das heißen?«, gebe ich tonlos zurück.

»Dylans Ausbruch vergangene Woche ...« Sie berührt mich vorsichtig am Arm. Der Minibrilli an ihrem Verlobungsring fängt das fahle Sonnenlicht ein und schimmert wie ein alter Knopf.

»Ach. Das.« Ich reiße mich zusammen, um nicht das Gesicht zu verziehen. »Sie müssen doch zugeben, dass das irgendwie lustig war! Ich meine – erzählen Sie mir jetzt nicht, dass Sie Teddy Grüber noch nie das Pult entgegenkippen wollten.«

Miss Dobbins presst die Lippen zusammen. »Wir würden Dylan gern untersuchen lassen«, sagt sie langsam und bedächtig, damit ich nicht sofort hochgehe wie eine Rakete. »Von einem Kinderpsychologen. Dr. Lieber ist sehr erfahren in ...«

Eine Hitzewelle rollt über mich hinweg.

»Dylan geht es gut«, blaffe ich sie an. »Ich schicke ihn nicht zum Psychologen, nur damit Sie ihn mit Pillen ruhigstellen können!«

Miss Dobbins runzelt die Stirn. »Das ist wirklich nicht meine Absicht, da können Sie ganz sicher sein. Es ist nur ...« Sie senkt die Stimme zu einem Flüstern. »Nach dem Vorfall mit der, äh, Schildkröte sehen wir uns leider gezwungen, diese neue Sache sehr ernst zu nehmen.«

Ich schlucke. *Turtlegate*. Gegen Ende des letzten Schuljahrs hatten ein paar Jungs – unter anderem Alfie und Dylan – im rückwärtigen Bereich des Schulgeländes am Koiteich eine Dosenschildkröte beobachtet. Dylan zufolge fing Alfie an, mit einem Kricketschläger auf die Schildkröte einzustochern, und Dylan bat ihn, damit aufzuhö-

ren, er würde der Schildkröte noch wehtun. Zum weiteren Verlauf kursieren unterschiedliche Versionen, unstrittig ist aber, dass Alfies Platzwunde in der rechten Augenbraue mit vier Stichen genäht werden musste. Dylan wurde für drei Tage von der Schule suspendiert und dann »auf Bewährung« wieder zugelassen – für mich eindeutig eine übertrieben harte Strafe für ein Verhalten, das der Notwehr geschuldet war ... oder zumindest der Tierwehr. Aus diesem Grund durfte er die Schildkröte auch adoptieren. Inzwischen hockt Greta glücklich und zufrieden in einem Terrarium in Dylans Zimmer.

Auf der anderen Straßenseite haben Farzanah und Hope es aufgegeben, so zu tun, als würden sie plaudern, und starren uns stattdessen unverhohlen nach.

Mein kompletter Körper verkrampft sich. »Diese anderen Jungs, Teddy und Alfie und Wolfie – die mobben ihn.« Ich reiße mir die Sonnenbrille vom Kopf und stochere mit dem Zeigefinger auf Miss Dobbins' Brustbein ein. »Wie wär's, Sie rennen zur Abwechslung mal *deren Müttern* auf offener Straße nach und schicken *die* zum Psychologen?«

Miss Dobbins starrt mich an, sagt aber nichts. Ihr Mund klappt auf und wieder zu wie bei einem Guppy.

»Dacht ich's mir doch«, schnaube ich und setze mich in Bewegung.

Sie ruft mich und kreischt mir irgendwas hinterher, doch was immer es ist, wird vom Wind übertönt.

So schnell wie nur möglich lasse ich Holland Park hinter mir. Jeder Muskel in meinem Körper brennt, als hätte ich gerade zwei Chloe-Ting-Trainingseinheiten in Folge ab-

solviert. Ich schiebe die Hände tief in meine Taschen und Miss Dobbins' besorgten Gesichtsausdruck schleunigst von mir weg. *Dylan geht es gut*. Diese Frau kennt meinen Sohn überhaupt nicht.

Es stimmt schon, dass Dylan immer ein bisschen *anders* war. Offiziell gebe ich Will die Schuld daran, weil er uns verlassen hat, als Dylan noch klein war. Aber die Zeichen waren von Anfang an da: Er hat nie vor sich hin gebrabbel – nicht mal »Mama«. Doch dann eines Tages, als wir einkaufen waren, zeigte er mit seinem Pummelfingerchen auf ein Tetrapak im Regal und fragte: »Bitte, Mummy, können wir Saft kaufen?« Einfach so – und mit dem Hauch eines britischen Akzents. Um ein Haar wäre ich mitten im Supermarkt in Ohnmacht gefallen.

Insofern – ja, Dylan war nie wie andere Kinder in seinem Alter. Und er konnte andere Kinder nie leiden. Wenn wir früher auf den Spielplatz gegangen sind, ließ er die anderen Jungs und Mädchen mit ihren Ballspielen links liegen und unterhielt sich lieber mit einer wartenden Oma oder einer gelangweilten Babysitterin oder einer übermüdeten Mutter. Im Grunde war ihm jeder Erwachsene recht – und ich konnte es ihm damals schon nicht verübeln. Kinder sind Monster.

Und klar, mein Sohn kann aufbrausend sein – aber es geht ihm dabei immer nur um Gerechtigkeit. Für Dylan ist alles schwarz oder weiß. *Good guys* gegen *bad guys*. Greta gegen ExxonMobil. Ich habe versucht, ihm zu erklären, dass nicht immer alles ausschließlich gut oder ausschließlich schlecht ist (mit Ausnahme seines Vaters, haha) und dass die Beweggründe von Leuten oft vielschichtig sind,

aber es hilft nichts: Wenn Dylan ein Gerichtssaal wäre, dann würde jede einzelne Gerichtsverhandlung entweder mit der Todesstrafe oder mit einem Freispruch enden. Für ihn gibt es keine Grauzonen.

Als ich auf den Holland-Park-Kreisverkehr zulaufe, die Fußgänger-Todesfalle, die das schickere Ende mit Dylans Schule vom eher bodenständigen Teil trennt, in dem wir wohnen, halte ich instinktiv die Luft an – ein unbewusster Versuch, nicht die Abgase von der vierspurigen Straße direkt vor mir einzuatmen.

Heute ist ein guter Tag, rede ich mir ein. Es ist Freitag, und der Mond steht im Jupiter: der perfekte Zeitpunkt für Neuanfänge und – am allerwichtigsten, und sofort blubbert Aufregung in mir hoch – der Tag, an dem ich mit Eliott verabredet bin.

Heute ändert sich alles.

# 3

## SHEPHERD'S BUSH

FREITAG, 8.45 UHR

Genau genommen öffnet Fresh Nails erst um zehn, trotzdem drücke ich die Tür auf, und genau wie erwartet ertönt das vertraute elektrische Getöse der Lichtschranke.

»Geht ein Spontantermin?«, rufe ich in das dunkle Nagelstudio hinein.

Linh sitzt mit überkreuzten Beinen auf ihrem Massagestuhl. Sie trägt eine Bomberjacke, die aussieht wie aus Alufolie, und sieht sich auf voller Lautstärke vietnamesische TikTok-Videos an.

»Ist noch zu«, kläfft sie. »Kommen Sie um elf Uhr wieder.«

»Ich bin's, du Doofi.« Ich werfe meine Tasche auf meinen Stamplatz.

Linh steht auf, tut kurz so, als würde sie ohnmächtig werden – ein dramatisches Schwanken, auf das ich glatt hereinfallen könnte, wenn sie es nicht jede zweite Woche machen würde. »Mädel, und ich dachte schon, du wärest tot! Komm rein!«

Sofort nimmt die Verspannung in meinen Schultern ab. Bei Fresh Nails ist alles wie immer: der beißende Geruch, die klebrigen Plastikstühle, die dubiosen, wiederbefüllbaren Handlotionsflaschen. Das hier ist mein Happy Place.

Ich lasse mich auf den Stuhl fallen und halte Linh meine vernachlässigten Fingernägel hin.

»Iiuh!« Linh verzieht das Gesicht. »Na ja, so weiß ich zumindest, dass du mir nicht fremdgegangen bist.«

»Ich hatte viel um die Ohren.«

Was gelogen ist, aber zum Glück lässt Linh es mir durchgehen. Stattdessen macht sie sich ans Werk und desinfiziert ihr Werkzeug.

»Wie läuft's an der Kunstschule?«, frage ich. Mal abgesehen davon, dass sie Nägel macht, studiert Linh Modedesign an der Central Saint Martins. Ihre Mutter, die Fresh Nails und weitere vierzehn Nagelstudios in ganz Westlondon besitzt, glaubt, dass ihre Tochter BWL an der London School of Economics studiert und eines Tages ihr Imperium übernimmt. Wenn schon, denn schon.

»Sssch!« Linh zeigt auf den Fernseher hinter mir. »Er hat sich gestern die Nächste geschnappt!«

Ich drehe mich zum Fernseher um. Eine Reporterin mit schiefen Zähnen, einem grässlichen apricotfarbenen Blazer und einem Mikro in der Hand geht mit ernstem Gesicht eine Straße am Loftus Road Stadium entlang.

»Hä? Wer?«

Linh runzelt die Stirn. »Der Würger von Shepherd's Bush. Guckst du gar keine Nachrichten?«

Tue ich nicht.

»Na ja, ähm ... was ist denn passiert?«

»Frau geht abends allein nach Hause. Würger schleicht sich von hinten an.« Linh spielt das Würgeopfer. Und erschauert. »War schon die zweite in diesem Monat. Der Würger wird immer dreister.«

»Wie kann das sein?«, flüstere ich fast, obwohl wir allein im Nagelstudio sind. »London ist doch so was wie zugestapelt mit Überwachungskameras?«

»Eben! Irre, oder?«

Ich könnte nicht sagen, ob sie erschüttert oder begeistert ist. Linhs Faible für True Crime wird nur von ihrer Leidenschaft für ausgefallene High Fashion übertroffen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass die Hose, die sie anhat, früher einmal ein Fallschirm war.

»Nein, aber mal ernsthaft, wie ...«

Linh unterbricht mich, indem sie meine rechte Hand vor mein Gesicht hebt. »Warum tust du das?«

Meine Nagelhaut ist blutig gebissen – ein missglückter Versuch, sie auf eigene Faust zu stutzen.

»Du weißt doch, dass du gewisse Sachen nicht *kannst*. Manchmal *brauchst* du eben Hilfe.«

Ich weiche ihrem Blick aus und gehe mit der freien Hand die Nagellackmuster durch. Ich entscheide mich für ein Pink, bei dem sogar Barbie rot werden würde.

Linh runzelt die Stirn. »Ernsthaft? *Faux Ho?* Hast du ein Date, oder was?« Als ich nicht antworte, singsangt sie überschwänglich: »Oooh! Florence hat ein Daaate! Wer ist denn der Glückliche?«

»So würde ich es nicht formulieren ...«

Linh versetzt mir einen Klaps auf den Arm. »Ach, dann ist es eine Sie? Wie toll!«

»Nein, nein, es ist ...«

»Hände ins Wasser«, kläfft Linh und nickt in Richtung einer Schüssel mit lauwarmem Wasser, in dem meine Nagelhaut einweichen soll.

»Es ist ein Termin mit einem Musikmanager, den ich noch von früher kenne. Elliott.« Es laut auszusprechen, fühlt sich an, als würde ich einen Pickel ausdrücken. Augenblicklich setzt süße Erleichterung ein.

»Oooh«, macht Linh, »wirst du wieder Sängerin?«

Ich beiße die Zähne zusammen und starre erneut die Lackmuster an.

Linh hält inne, als wäre ihr gerade der Ernst der Lage bewusst geworden. »Okay.« Sie schnalzt mit der Zunge, taucht ab und verschwindet kurz hinter ihrem Tisch. Als sie wieder auftaucht, hat sie ein Fläschchen mit rotem Nagellack hervorgezaubert, das sie wie einen kostbaren Rubin in der Hand hält.

Ich keuche auf. »Ist das ...?«

Linh nickt und macht ein ernstes Gesicht. »*Taco Party*. Kriegt man nicht mehr – nicht mal auf eBay. Den hier hat meine Cousine mir letztes Jahr aus Dubai mitgebracht.«

*Taco Party* ist anerkanntermaßen der perfekte Rotton für Nagellack, der jemals hergestellt wurde – irgendwo zwischen Red-Hots-Zimtbonbons und Ferrari. Als bekannt wurde, dass die Farbpigmente von seltenen Glasflügelfaltern aus dem Amazonasgebiet stammen, wurde die Produktion eingestellt.

Feierlich schraubt Linh das Fläschchen auf und atmet tief ein. »Wie Muttermilch«, sagt sie grinsend. »Und jetzt will ich alles hören!«



Der Anruf kam drei Tage zuvor, kurz nachdem ich Dylan zur Schule gebracht hatte. Ich lag auf dem Sofa, sah mir die Wiederholung von *Polygamy Island* an und kaute auf meinen splissigen Haaren.

»Riesenneuigkeiten«, sagte die Stimme am anderen Ende gedehnt. »Wirklich riiesig!«

»Wer ist da?«, fragte ich.

»Elliott, du Dummerchen!«, johlte die Stimme. »Sag jetzt nicht, dass du mich vergessen hast!«

Mein letztes Gespräch mit Elliott Rivera war mindestens zehn Jahre her. Damals war ich noch Mitglied einer aufstrebenden Girlgroup und Elliott einer von zwei Assistenten des Label-Bosses – ein aufmerksamer kleiner Streber mit zurückgegelten Haaren und polierten Schuhen, der es von Anfang an auf das Chefbüro abgesehen hatte. Will und die anderen aus der Band führten ihn ständig vor, nannten ihn den »Emsigen Elliott« und weit Schlimmeres. Trotzdem hatten er und ich immer eine spezielle Verbindung: Wir waren die Außenseiter, die beim jeweils anderen die unterschwellige Verzweiflung gewittert hatten.

»Verdammt, wie geht's dir, Florence?«

Ich weiß aus der *Variety* – okay, aus den Social-Media-Feeds der *Variety* –, dass der Emsige Elliot in Los Angeles inzwischen eine echte Hausnummer im Musikbusiness ist. Ich kann mir geradezu bildlich vorstellen, wie er mit den Füßen auf seinem Mahagonischreibtisch dasitzt und durchs Fenster auf den Sunset Boulevard schaut, wo die Leute wie Ameisen unter ihm umherwuseln. Zumindest für einen von uns ist der Traum wahr geworden.

»Ich will gleich zum Punkt kommen«, sagte er. »Ich bin in der Stadt, und es gibt da etwas, das ich dir erzählen will. Eine Möglichkeit.«

*Endlich!*, dachte ich. *Verdammt noch mal – endlich!* Dies war der Anruf, den ich gute zehn Jahre lang herbeigesehnt hatte. Der Anruf, der das Potenzial hatte, meine Karriere wie durch ein Wunder neu zu befeuern.

»Wie wäre es mit nächster Woche?«, fragte ich und überschlug bereits im Kopf, wie viele Friseur- und Kosmetiktermine ich bis dahin einschieben könnte.

»Nee, Liebes, geht nicht, ich fliege schon am Samstag zurück nach L.A. – Vorbereitungen für die Awards. Was ist mit Freitag?«

»Diesen Freitag? Also in ... in drei Tagen?« Vom Timing her nicht ideal. Das absolute Minimum für Ausbeulen, Schmirgeln und Polieren, sodass ich zumindest annähernd meiner früheren Erscheinung ähnele, beläuft sich auf zehn Tage. Aber wenn Freitag die einzige Möglichkeit war, dann würde ich es schaffen.

»Klar«, sagte ich eilig, »Freitag klappt.«

»Perfekt. Eine meiner Assistentinnen schickt dir den Termin.«

Als wir auflegten, fühlte ich mich, als wäre mein Körper mit Helium befüllt. Ich hatte niemanden, mit dem ich die Nachricht hätte teilen können, also machte ich sicherheitshalber drei Screenshots von meiner Anrufliste, um mir selbst zu beweisen, dass dieses Telefonat wirklich stattgefunden hatte.

Vierzig Minuten später trudelte eine E-Mail von Elliotts Assistentin (asst1@elliotttrivera.com) samt einer Reservie-

rung für neunzehn Uhr im Mr. Bang-Bang ein, einem biodynamischen Dim-Sum-Restaurant in Hackney, in dem gern gesehen wird, wenn Gäste ihre eigenen Essstäbchen mitbringen und dem Personal beim Spülen zur Hand gehen.

Es folgten achtundvierzig Stunden der intensivsten kosmetischen Vorbereitungen meines Lebens, die anfangen mit einem feuchtkalten Keller in Marylebone, in dem eine zierliche Russin mit einer Pinzette einzelne schwarze Härchen zwischen meine Wimpern setzte. Der Eingriff dauerte zwei Stunden, und hinterher war ich vom Geruch des Chemieklebers komplett benommen. Als Nächstes stand ein Friseurbesuch an der Regent Street an, wo ich mein Kreditkartenlimit sprengte, damit ein »VIP-Stylist« namens Markk (mit zwei k) mir achtunddreißig kaum fingerbreite Strähnen platinblonder Remy-Echthaar-Extensions einsetzte und mein Zuckerwatte-Fusselhaar in einen seidigen Vorhang verwandelte. Den letzten Feinschliff übernahm Sun Express in unserem Viertel. Den Papierslip ließ ich geflissentlich weg und drehte mich wie ein Grillhähnchen, damit der »Saint-Tropez-Glow« auch garantiert sämtliche Körperöffnungen und -vertiefungen erreichte.

Ein mechanisches Surren reißt mich zurück in die Wirklichkeit des Nagelstudios. Linh grinst mich verschmitzt an und nimmt die Airbrushpistole hoch.

»Ich hab eine Idee«, sagt sie. »Nichts Verrücktes – nur um ihnen zu zeigen, was sie in den letzten Jahren verpasst haben.« Ich muss zögerlich aussehen, weil sie sofort hinzufügt: »Kostet auch nichts extra.«

Linh befüllt die Airbrushpistole mit ein paar sorgsam abgemessenen Lacktropfen und schnickst mit dem Zeige-

finger gegen die Kartusche. Schlagartig überkommt mich ein Gefühl von Zen-Entrücktheit. Ich lehne mich auf meinem Plastikstuhl zurück. Etwas Warmes, Feuchtes rieselt über meine Wange. Eine Träne.

*Herrgott, Florence, reiß dich zusammen.*

Linh reicht mir ein Taschentuch und greift zu ihrer Schutzbrille. »Das wird großartig, vertrau mir.«

Und zum ersten Mal seit Jahren vertraue ich jemandem.

Die frühen 2000er-Jahre waren für Mariah Carey eine schwierige Zeit: Sie hatte sich gerade von Sony Music getrennt, nachdem sie sich zuvor von deren Geschäftsführer hatte scheiden lassen, und war für die Rekordsumme von achtzig Millionen Dollar bei Virgin untergekommen, als sie einen viel beachteten Nervenzusammenbruch erlitt und wegen »totaler Erschöpfung« in einer Klinik behandelt werden musste. Wenige Wochen später entpuppte sich ihr Musikfilm *Glitter*, der ihre ganze Strahlkraft als Superstar transportieren sollte, als Megaflop – oder wie der *Guardian* schrieb: Mariah sei »von der Kirschholzarbeitsplatte ihrer Residenz in Manhattan mühelos an die Wand gespielt worden«. Ihre Schauspielkunst brachte ihr eine Goldene Himbeere ein, und der Soundtrack verkaufte sich dermaßen schlecht, dass Virgin sich aus dem Vertrag rauskaufte.

Das Folgealbum, *Charmbracelet*, erschien bei Island Records und wurde von der Kritik zerrissen. Ein Journalist schrieb, es erinnere »in seiner Emotionalität an eine Gute-Besserungs-Karte«. Die Queen of Christmas war geliefert. Erledigt. Der nächste Popstar, der seinen Zenit überschritten hatte.

Und dann kam *The Emancipation of Mimi* heraus, ein so rundum perfektes Album, dass selbst ihre schärfsten Kritiker öffentlich Abbitte leisten mussten, weil sie sie bereits abgeschrieben hatten. Es war nicht nur das Comeback des Jahrhunderts einer Diva – es war eine Auferstehung. Mit *Mimi* definierte Mariah sich als Künstlerin und als Person komplett neu.

Das Treffen mit Elliott heute Abend wird mein *Emancipation-of-Mimi*-Moment. Aber erst muss ich noch eine letzte erniedrigende Aufgabe von meiner Liste streichen.

Meinen derzeitigen Job.

# 4

## SHEPHERD'S BUSH

FREITAG, 10.01 UHR

Ich balle die Faust und klopfe an die Metalltür.

»Adam! Ich brauche dich!«

Stille.

In dem beengten Hauseingang, von dem unsere beiden Türen abgehen, mache ich einen Schritt zurück. Unsere Wohnungen waren ursprünglich zusammengekommen ein komplettes Reihenhauses, das dann wie ein Weihnachtstruthahn von einem gierigen Bauträger in Stücke geschnitten wurde – von einem echten Visionär, der sich auch nicht mit langweiligen Details aufhielt und etwa die Rohrleitungen den neuen Gegebenheiten anpasste. Wenn Adam neuerdings duscht, bricht in meiner Küchenspüle ein kleiner Vulkan aus und spuckt braune Brühe.

Ich presse das Ohr an Adams Tür.

*Hat er etwa Besuch?* Ich grübele kurz über die Wahrscheinlichkeit nach, während ich meine Fingernägel bewundere – perfekte rote Ovale mit geairbrushten, fein ziselierten Fs auf beiden Ringfingern. Vollendete Perfektion.

Wegen Linh bin ich jetzt zwar spät dran, aber die Frau ist eine wahre Künstlerin. Man darf sie nicht hetzen.

»Adam! Notfall!«, rufe ich und hämmere mit der Faust gegen die Tür.

Echt typisch. Seit Marta ihn hat sitzen lassen, tut Adam echt überfürsorglich, erzählt ständig, dass er mir »die Spüle reparieren« oder »mit Dylan mal kicken gehen« will, aber sobald ich ihn *brauche*, ist er nicht auffindbar. Männer!

Ich bestaune noch immer meine Fingernägel, als seine Tür aufgeht. Eine Mischung aus Schweiß und Old Spice weht in den Flur. Seine Stirn ist verschwitzt, und seine dunklen Locken stehen in sämtliche Richtungen ab, als hätte er mit einem Luftballon drübergerubbelt.

»Flo?«, keucht er und klingt total verwirrt.

Ich beiße die Zähne zusammen. Ich hasse den Namen Flo. Schlimm genug, dass meine Mutter mich nach einem Siebziger-Sitcom-Star mit Vokuhila benannt hat, aber muss ich so heißen wie ein Periodenkalender?

»Sorry, Flo«, murmelt er. Sein Blick ist irgendwie abwesend und leer. »Gerade, äh ... passt es nicht so super ...«

Ich spähe über seine Schulter hoch zur Wohnung. »Wieso denn nicht? Hast du Besuch?«

Soweit ich weiß, hatte Adam seit Martas Auszug kein einziges Date. Er war ihr komplett verfallen, fast schon obsessiv – die Art von Freund, der ihr wöchentlich Blumen schenkt und bis nach Hampstead rausfährt, um sie vom Friseursalon abzuholen, wenn sie länger arbeiten musste. Ich war mir absolut sicher, dass er ihr einen Antrag machen würde. Deshalb fiel ich auch aus allen Wolken, als er mir

erzählte, sie hätte ihn aus heiterem Himmel verlassen und wäre zurück nach Polen gezogen.

Stirnrunzelnd macht Adam einen Schritt vor und zieht seine Tür so laut hinter sich zu, dass ich zusammenzucke.

»Was? Nein, natürlich nicht.«

»Auch egal«, erwidere ich so beiläufig, wie ich nur kann.

»Dann rufe ich Matt B. an.«

Von meinen aktuellen Flings kann Adam Matt B. (nicht zu verwechseln mit Matt T.) am wenigsten leiden. Er ist Devisenhändler bei der Deutschen Bank, und sein Repertoire ist mit Sashimi in schummrig beleuchteten Lokalen in Mayfair und einem Hotelzimmer im Peninsula auch schon restlos ausgeschöpft. Matt B. glaubt allen Ernstes, ich hätte keine Ahnung, dass er in seinem Vorstadthäuschen in Oxfordshire eine Frau und drei Kinder sitzen hat, dabei weiß ich das natürlich. Ich mag einfach nur gutes Sushi.

»Schon gut ...« Adam verschränkt die Finger und knackst laut mit den Knöcheln. Seine Hände sind groß wie mittelkleine Schweinekeulen. »Was gibt's?«

»Warum bist du denn so verschwitzt?«

»Ich repariere gerade meine Spüle«, brummt er. »Die ist schon wieder verstopft.«

Im selben Moment steigt mir ein ätzend chemischer Geruch in die Nase, der von seiner Haut ausgeht.

»Pfui Teufel. Tja, ich müsste noch eine kleine Ballonlieferung machen ... Könntest du mich vielleicht fahren?«

»Wolltest du nicht deinen Führerschein machen?«

Der war unter der Gürtellinie. Adam weiß genau, dass ich schon zweimal durch die Prüfung gerasselt bin. Beim letzten Mal legte der Betreiber der Fahrschule, ein betuli-



cher Bangladescher, mir nahe, ich sollte erst wiederkommen, wenn ich die Straßenverkehrsregeln »ernst nehmen« würde.

»Hör mal, wenn du mir nicht helfen willst, sag's einfach, okay? Herrgott noch mal ...«

»Komm schon, Florence.« Er verschränkt die Arme vor der Brust. »Jetzt sei doch nicht so.«

Mit zusammengekniffenen Augen neige ich den Kopf zur Seite. Adam sieht nicht schlecht aus, er ist sechsunddreißig, fünf Jahre älter als ich, und hat immer noch volles, dunkles Haar, was bedauerlicherweise nicht allen Männern in seinem Alter vergönnt ist. Seine Augen sind leuchtend blau und umrahmt von dichten Wimpern. Körperlich ist er in Topform, was (fast) seinen einzigen Makel wettmacht: Adam ist klein. Nicht napoleonisch klein oder so – aber so was wie allerhöchstens eins siebenundsechzig. Und ich weiß schon, Diskriminierung von kleinen Königen ist out, aber wenn ich ganz ehrlich sein soll: Das ist der einzige Grund, warum wir nie etwas miteinander hatten.

»Dann könntest du mich fahren?«, frage ich und schiebe die Unterlippe leicht vor. »Bitte! Es dauert auch nur zwanzig Minuten oder so!«

Adam ächzt und verlagert sein Gewicht. »Und wo soll das sein?«

»Notting Hill. Artesian-Viertel.«

Adam sieht auf die Uhr – eine schicke Apple-Smartwatch, die seinen Puls und weiß der Geier was misst. Dann hält er kurz inne, als müsste er nachdenken, aber ich weiß bereits, dass er Ja sagen wird. Adam sagt immer Ja. Zumindest bei mir.

»Okay.« Er reckt das Kinn in Richtung Straße, wo sein Einsatzfahrzeug steht. »Ich setz dich dort ab, aber zurück musst du selbst kommen.«

»Großartig!« Ich falle ihm um den Hals. Er fühlt sich warm und solide an, als würde ich einen Baum umarmen.

»Ich muss nur noch schnell ein paar Ballons aufblasen. In zehn Minuten, okay?«

Adam will schon protestieren, aber ich husche bereits an dem Zeitschriftenhaufen und den Zwei-Cent-Tantie-menabrechnungen auf meiner Fußmatte vorbei in meine Wohnung.

»Bis dahin kein Wasser aufdrehen, kapiert?«, ruft er mir nach. »Du hast fünf Minuten, maximal. Ich hab noch was anderes vor!«

Wer sechshundert Pfund für Ballons zum ersten Geburtstag seines Kindes ausgibt, ist ein sehr spezieller Mensch, und ich kann fast mit Gewissheit sagen, dass dieser Mensch Charlotte heißt. Oder Caroline. Oder womöglich auch Caroline-Charlotte, kurz CeCe genannt.

In diesem Fall ist es tatsächlich nur Caroline.

Adam setzt mich vor einer vierstöckigen lindgrünen Stadtvilla ab. Ich steige aus und zerre die Ballons von der Rückbank. Noch bevor ich die Tür richtig zuschieben oder auch nur Danke sagen kann, gibt Adam schon wieder Gas, ohne ein einziges Mal in den Rückspiegel zu schauen.

Ich drücke auf die Klingel – sie hört sich an wie ein Windspiel –, und sofort kläfft es los.

Eine große, schlanke Frau in lavendellila Leggings und einem passenden bauchfreien Oberteil kommt an die Tür.

Sie hat ein Sixpack, und ihr Gesicht sieht exakt so aus wie auf Instagram: goldschimmernde Haut, überpralle Lippen und eine winzige Skisprungschanzenase.

Caroline mustert mich eine halbe Sekunde lang, ehe sie über die Schulter ruft: »Die Ballonfrau ist da!«

Ein Chor aus schnatternden, fröhlichen Frauenstimmen weht mir aus der Tiefe des Hauses entgegen.

»Wir dachten, es wäre unsere Pilatestrainerin«, erklärt Caroline mir, »aber kommen Sie doch rein.«

Ich trete seitwärts ein, damit keiner der acht Dutzend himbeerroten Ballons in meinen Händen Schaden nimmt.

Die Ballonsache war eine Idee von Brooke, meiner Schwester, und eine Bedingung dafür, dass sie mir mal Geld geliehen (und es hoffentlich inzwischen vergessen) hat. »Du kannst doch nicht den ganzen Tag hier rumsitzen, *Abgeordnete on Ice* gucken und auf den nächsten Tantiemenscheck hoffen«, meinte sie damals, für sie leicht gesagt, immerhin war ihre Karriere – als Möbeleinkäuferin für die Kaufhauskette John Lewis – zuvor nicht spektakulär implodiert. Ihr war nicht mal klar, dass ihr Vorschlag, dekadente Ballon-Arrangements auf Insta zu verhökern und mir das als vielversprechende berufliche Entwicklung zu verkaufen, unterm Strich eine Beleidigung war.

Nachdem unsere Mutter gestorben war, hatte Brooke sich das Studium am University College London selbst finanziert, als Partyplanerin für die Upper Class. Seitdem lag sie mir ständig mit Ballonbogen in den Ohren. »Du ahnst ja nicht, was das für eine Gewinnspanne ergibt! Man braucht nicht mal Helium – einfach nur Ballons,

